

Bilder aus der Schweizergeschichte [Fortsetzung]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **39 (1945)**

Heft 10

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-925599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwei Heimatlose

Es war im Spätherbst 1944. Im Elsaß begannen die Kanonen zu donnern. Sie schlugen manchem Bauern Hof und Habe zusammen. Ein Elsässer nahe der Schweizergrenze machte sich zur Flucht bereit. Heimlich lud er die notwendigsten Habseligkeiten auf einen Wagen. In einer dunkeln Nacht spannte er «Hansi», seinen Gaul, vor. Und nun ging es über das unbewachte Feld in die Schweiz.

In Basel verkaufte er sein braves Tier einem Milchhändler. Dann besuchte er seine Tochter, die Hausangestellte in einer Basler Familie war. Er erzählte ihr, «Hansi» trabe nun vor einem Milchwagen durch die Straßen der Stadt. Nachher wurde der Bauer als Flüchtling in den Landdienst geschickt.

Eines Morgens sah die Tochter von weitem ein Milchfuhrwerk. Sofort erkannte sie das Rößlein davor. Nur ihr «Hansi» hatte eine solche Zeichnung am Kopf, und nur er diese Gangart. Ein freudiger Ruf — das Rößlein spitzte die Ohren. Auch es hatte die Stimme aus der Heimat erkannt. Es wartete diesmal nicht, bis der Bauer befahl, weiterzufahren. Mit aller Kraft zog es den Wagen an und strebte der Bauerntochter entgegen. Sie hielt ihm die Hände entgegen, und «Hansi» legte ungestüm seinen Kopf hinein.

Noch oft geschah es, daß die beiden Heimatlosen einander auf der Straße begegneten. Und immer hatte sie einen Leckerbissen für «Hansi» bereit. Bald steckte sie ihm mit der hohlen Hand eine Brotkruste zwischen die feuchten Lippen, bald gab sie ihm ein Zuckerstück zum Knappern. Jedemal hob sie noch ihren Mund ganz nahe ans Ohr des Rößleins und plauderte mit ihm. Niemand vermochte zu hören, was sie sagte. Aber jeder konnte es erraten. Sicher waren es Erinnerungen an die verlorene Heimat.

Dem «Beobachter» nacherzählt.

Bilder aus der Schweizergeschichte

Die Ritter

Einst gab es in unserem Land fast keinen Hügel, auf dem nicht ein fester Turm oder eine Burg stand. Auf dem Gebiet des Kantons Zürich zum Beispiel gab es über 150 bewehrte Herrensitze. Einige davon haben allen Stürmen der Zeit getrotzt und sind heute noch bewohnt. Von andern sind nur Ruinen übriggeblieben.

Was erzählen uns diese Burgen und Ruinen? Einst waren die Alemannen und Franken zu Fuß in den Krieg gezogen. Allmählich änderte sich das.

Gewaltige Reiterscharen bedrohten das Land. Im Osten die Ungarn und von Spanien aus die Araber. Die brausten wie der Sturmwind daher und überritten alles. Das Fußvolk konnte im Kampf gegen sie nichts ausrichten und war viel zu langsam im Anmarsch.

Die fränkischen Könige versuchten nun, ebenfalls eine zahlreiche Reiterei aufzustellen. Sie boten nur noch Pferdebesitzer auf, wenn sie dem Feind entgegenzogen. Die betroffenen Bauern empfanden das als schwere Last. Sie konnten oft monatelang nicht heimkehren. Unterdessen blieben die Arbeiten auf ihren Höfen arg im Rückstand. Der Kriegsdienst war zudem kostspielig. Die Wehrpflichtigen mußten die Ausrüstung für sich und ihre Pferde selbst bezahlen. Alle Waffen wurden damals noch von Hand gemacht und waren sehr teuer. Kein Wunder, daß der Waffendienst manchen in Armut und Not brachte.

Auch die Fürsten hatten in jenen Zeiten wenig Bargeld. Sie wußten sich aber zu helfen. Sie begannen ihren treuen Kriegsgefährten Ländereien zu übergeben. Die Beschenkten wurden ihre Lehensleute oder Vasallen. Sie mußten ihrem Herrn Treue schwören und versprechen, ihm in der Not zu Pferd bewaffnet Gefolge zu leisten. Damit wurde das Kriegshandwerk zu ihrem Hauptberuf.

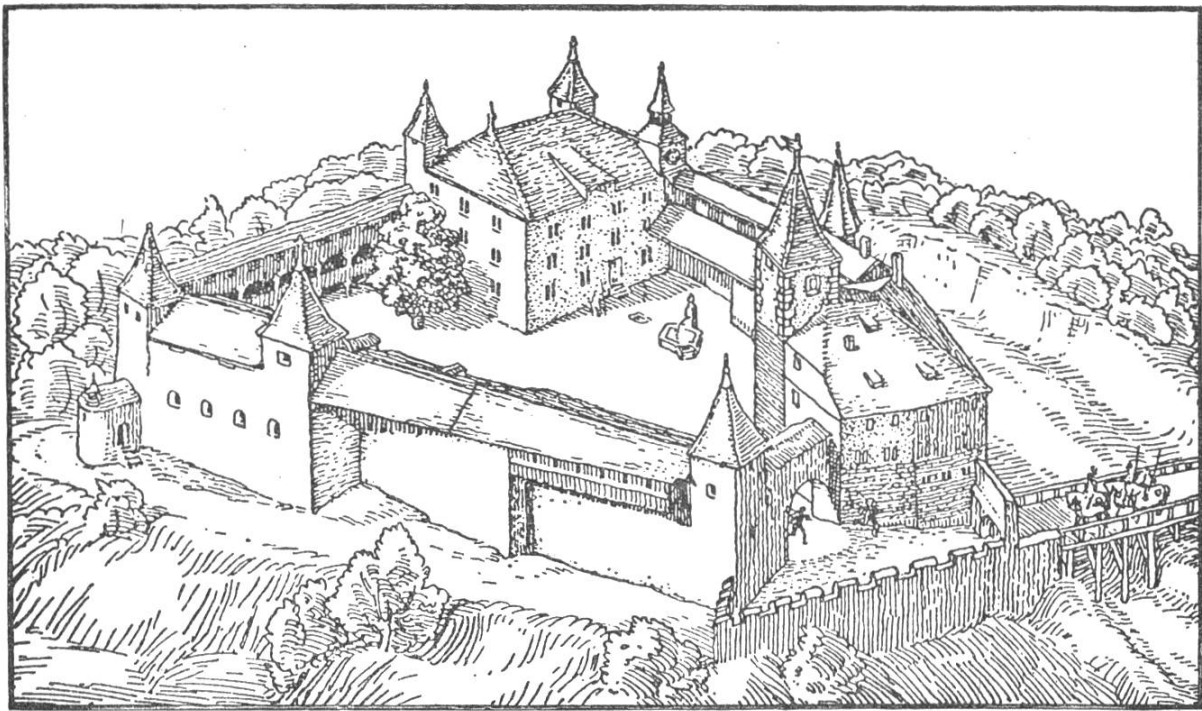
Nach und nach bildete sich so ein neuer Stand, der Stand der Ritter. Die fühlten sich edler als die Bauern und bauten sich stolze Burgen. Dabei schauten sie mehr auf Sicherheit als auf Bequemlichkeit. Am liebsten errichteten sie ihre Türme und Schlösser auf schwer zugänglichen Höhen.

Es gab aber auch Wasserburgen. Die standen in einem Sumpf oder auf kleinen Inseln. Eine bekannte Wasserburg ist zum Beispiel Hallwil am untern Ende des Hallwilersees. Noch berühmter ist das Schloß Chillon bei Montreux, das auf einer kleinen Felseninsel liegt.

Die einfachsten Burgen bestanden nur aus einem Turm mit dicken Mauern, dem Bergfried. Ihr Eingang war hoch über dem Boden. Statt einer Treppe führte eine Leiter hinauf, die man leicht emporziehen konnte. Das Erdgeschoß war ohne Fenster und unbewohnt. Es diente als Vorratsraum oder Gefängnis (Verlies).

Die großen Burganlagen glichen kleinen Städten. Ihre Gebäude umschlossen einen geräumigen Hof. Auf der einen Seite standen der Bergfried und das Ritterhaus mit den Wohnräumen für die Familie des Burgherrn, einem Rittersaal und einer Kapelle. Auf der andern Seite lagen die Behausungen der Knechte, die Stallungen, Scheunen und Speicher. Im Hof war immer auch ein Brunnen. Meist war es nur ein Sodbrunnen, das heißt ein tiefer Schacht, in dem sich Regen- und Grundwasser sammelte.

Gegen das offene Gelände hin waren die Burgen durch starke Mauern mit Wall und Graben geschützt. Über den Graben führte eine Zugbrücke.



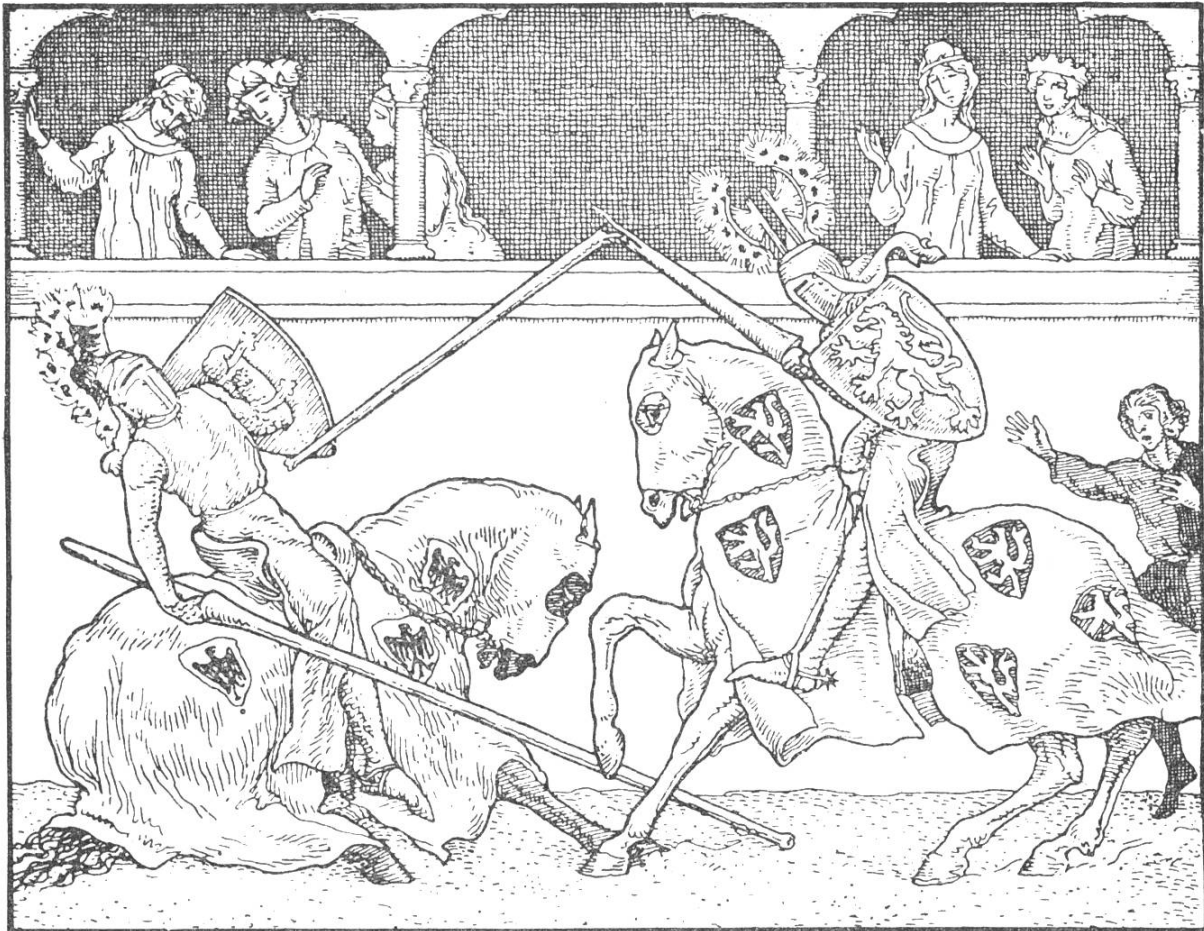
Die Kyburg liegt auf einer einsamen Waldhöhe bei Winterthur. Sie ist noch gut erhalten. Einst war sie von vornehmen Rittern bewohnt. Eine Zeitlang wurden die Krone, das Szepter (Herrscherstab), das Schwert, der Mantel des Kaisers und andere Reichskleinodien dort aufbewahrt. Das Bildchen ist mit Erlaubnis des Morgarten-Verlages in Zürich dem Buche «Die Geschichte der Schweiz» von Johannes Jegerlehner entnommen.

Auf der hohen Zinne des Turmes hielt ein Wächter Ausschau nach Feinden und Freunden. Ihr Nahen kündete er mit Hornstößen an.

Das Leben in den Burgen war in den ältesten Zeiten sehr einfach. Die Burgherrin spann mit den Mägden Schafwolle, Hanf und Flachs. Ihr lagen auch noch andere Arbeiten ob, welche die Frauen von heute nicht mehr kennen. So zum Beispiel goß sie aus Tierfett Kerzen für die Beleuchtung. Herrschaft und Gesinde schliefen auf Stroh- und Laubsäcken.

In den Stuben gab es nur wenige Möbel. Tische und Stühle waren roh gezimmert. Den kahlen Mauern entlang zogen sich gemauerte Bänke. Glasscheiben und Öfen gab es noch nicht. Im Winter wurden die Fensteröffnungen mit dicken Brettern verschlossen oder mit Tüchern verhängt. Auf Steinplatten brannten mächtige Holzklötze; und die Burgleute saßen rund um das wärmende Feuer herum.

Die Ritter lebten also gar nicht so herrlich, wie man sich das vorstellt. Namentlich an regnerischen und frostigen Tagen war es auf ihren abgelegenen Burgen sicher recht ungemütlich. Um die ragenden Mauern piffen die kalten Winde. Das offene Feuer auf den Kaminen wärmte die Stuben nur dürftig. Die Wege ins Tal waren oft verschneit. Und für die Burg-



Turnier aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Einzelkampfspiel mit stumpfen Speeren. Bewaffnung: Topfhelm, Waffenhemd, Harnischhemd, Radsporen, Schild mit Wappen, Pferddecke mit Wappen. Auch dieses Bild verdanken wir dem Morgarten-Verlag.

bewohner mögen die langen dunkeln Winterabende sehr einsam und langweilig gewesen sein.

Angenehmer war es in den wärmeren Jahreszeiten. Da sahen die Ritter nach ihren Herden und Gütern. Oder sie gingen auf die Jagd. Alles Wild gehörte ihnen. Wehe dem Bauern, der fischte oder dem Wilde Fallen stellte.

Die Burgherren hatten auf ihren Ländereien für Ordnung und Recht zu sorgen. An gewissen Tagen hielten sie Gericht unter der Burglinde. Gern machte man einander Besuche, um beim Plaudern und Spielen Kurzweil zu finden. Gelegentlich kamen auch fahrende Sänger, die zur Laute von alten Helden und schönen Frauen sangen.

Die großen Tage der Ritter waren die Turniere. Das waren Kampfspiele zu Ehren der Gäste bei allerlei Festen. Da strömten die Burgherren mit ihren Damen aus nah und fern zusammen. Alle strahlten im Schmuck ihrer Rüstungen. Ein eisengeschmiedeter Panzer deckte Hals, Brust und Rücken. An Stelle des Panzers traten oft Harnische. Die waren aus Eisenringen geflochten und konnten wie Hemden oder Pullover angezogen werden.

Ein Helm schützte den Kopf. Auf seiner Spitze stieg ein Federbusch empor. Um die Arme und Beine waren Eisenschienen geschnallt. Auch den Pferden legte man einen Panzer über den Kopf. Schwere, schön gestickte Decken, die fast bis auf den Boden reichten, verhüllten ihren Leib.

Am linken Arm trugen die Ritter Schilde, auf denen ihre Wappen gemalt waren. Mit der rechten Hand hielten sie eine Lanze. So ausgerüstet, ritten die Kämpfer aufeinander los. Wer den Gegner mit der stumpfen Lanze aus dem Sattel werfen konnte, wurde als Sieger ausgerufen.

Es gab auch Schwertkämpfe. Wer zuerst nachgeben mußte oder verwundet wurde, galt als besiegt. Es waren gefährliche Spiele. Manche Lanze zerbrach. Mancher Helm und mancher Schild verbeulte oder ging in Stücke.

Die jungen Ritter wurden aber nicht nur zum Kriegshandwerk, sondern auch zu feiner Lebensart erzogen. Noch heute erinnert das Wort ritterlich an jene ferne Zeit der Burgherren. Wer ritterlich ist, steht mannhaft für das Gute ein. Er verabscheut, was unehrenhaft ist, und zögert keinen Augenblick, den Frauen, Schwachen und Unterdrückten zu helfen.

Ein seltenes Erlebnis mit Wildenten

Wir wohnen fast mitten in einem größeren Dorf. Ein Huhn hatte mir fünf Enteneier ausgebrütet. Die kleinen Hausentchen watschelten mit ihrer Pflegemutter oft drollig im Hofraum umher. An einem frühen Morgen erlebte ich etwas Seltsames.

Das Telephon schrillt: «Herr F., haben Sie nicht junge Enten?»

«Ja, warum?»

«Sie sind hier im Dorf in unserem Garten!»

«Unmöglich! Ich habe sie doch über die Nacht eingeschlossen!»

«Nein, nein, hier springen junge Entchen herum!»

Ich lege den Telephonhörer weg und renne ins Dorf. Schwanke um eine Hausecke. Da eilt wirklich ein Entchen an mir vorüber. Aber das ist ja ganz dunkelbraun! Unsere Hausentchen sind doch hellgelb! Das kleine Tierchen piepst laut und läuft wie der Wind. Sofort merke ich: Das ist ja ein *Wildentchen*. Nun bin ich beim Hause der Frau, die mir telephonierte. Schon hält sie einige andere Entchen in der Schürze gefangen. Ein anderes rennt geradewegs in den Hausgang und in die Stube. Ich ihm nach. Hinter dem Harmonium kann ich es einfangen. Der kleine Kerl zappelt und kratzt erstaunlich flink. Jetzt haben wir acht Stück in der Schürze. Kaum kann man sie beisammenhalten. Aus der kleinsten Öffnung suchen sie zu entweichen. Ich suche noch nach dem entwichenen Entchen. In den Nachbars-